

THEOLOGISCHE REVUE

121. Jahrgang

– März 2025 –

De Candia, Gianluca: Der Sprung in den Glauben. Von der existenziellen Relevanz des Christentums. – Freiburg i. Br.: Herder 2023. 144 S., geb. € 18,00 ISBN: 978-3-451-39634-2

Gianluca de Candia, Prof. für Philos. und Dialog mit der Gegenwartskultur an der Kölner Hochschule für kath. Theol., beherrscht die Kunst des intellektuell anspruchsvollen und zugleich existenziell erhellenden theol. Essays. In schlanken 140 S. entfaltet der Vf. in acht Kap.n seine Interpretationen zu anthropologischen Brennpunkten wie Geburt, Schuld, Spiel, Charme, Humor, Musik, Liebe und Leiblichkeit. „Es geht darum, eine phänomenologisch-deskriptive Beschreibung eines christlichen In-der-Welt-Seins zu versuchen“, das sich an „ein nicht fachkundiges Publikum“ richtet, aber auch Interesse in der philos. und theol. Fachwelt wecken will, „insofern sie eine Sympathie für ein phänomenologisch orientiertes Theologisieren“ (13) hat. Der hermeneutische Blickwinkel dieser Reflexionen wird dabei von einem vom Vf. andernorts bereits umfassend untersuchten Adverbs bestimmt: vom „positive(n) Vielleicht“ (14).¹ Die „hermeneutische Valenz dieses Adverbs“ liegt für D. in der Annahme, „dass jede metaphysische Antwort auf die Gottesfrage letztlich ein ‚interpretatives Vielleicht‘ voraussetzt.“ (14f) Das „Vielleicht“ verortet sich zwischen einem radikalen Skeptizismus und einem willkürlich interpretativen Entwurf, „seine Ungewissheit ist ähnlich wie die eines *quasi, wahrscheinlich, möglicherweise*“ (16). Gerade diese Zurückhaltung, in der eine positive und eine negative Option, ein „Blick zum Licht“ und „zur Dunkelheit“ (ebd.) changieren, evoziert eine unaufdringliche Freiheit zur Zustimmung, insbes. wenn es um Überlieferungstraditionen wie der christl. Glaubenstradition geht.

Damit rückt der Vf. Assoziationen ins rechte Licht, die der Titel des Buches auslösen könnte: die beliebte Metapher vom *Sprung in den Glauben* könnte auch irrationalisierende Tendenzen beschwören, man denke an Tertullians Diktum vom „credo quia absurdum“ oder an den desaströsen Begriff des „sacrificium intellectus“, aber der Vf. stellt klar: „Für die vom Apriori einer Offenbarung ausgehenden Theologinnen und Theologen ist der Glaube weder willkürlich oder unvernünftig noch widervernünftig, sondern übervernünftig.“ (8) Ob letzteres Adverb das Problem besser erfasst, sei dahingestellt. Zurecht verweist D. aber auf die grundlegende Dialektik von *fides qua* und *fides quae*. Mit diesen einleitenden Überlegungen (7–21) lädt der Vf. die Lesenden zu einer Relecture allgemeiner existenzieller Phänomene ein, die er innovativ und spannend erschließt.

Im ersten Kap. zum Thema *Geburt* (23–32), dessen Pointe schon in der Überschrift: „Der Mensch – sich geboren“ (23) angezeigt wird, geht es um die Uneinholbarkeit der je eigenen Existenz. Sie ist eine „überwundene Unwahrscheinlichkeit“, eine „Unangemessenheit von Zufälligkeit und

¹ Vgl. Gianluca DE CANDIA: *Il forse bifronte. L'emergenza della libertà nel pensiero di Dio*, Milano-Udine 2021.

Absolutheit meines Selbst“ (26f): „Ich kann mich selbst nicht erklären“ (27), mein Anfang ist geschenkt oder geworfen, allein ein „Urvertrauen“ vermag hier Sicherheit zu geben auf Fragen, die nicht zu lösen sind, sondern eines „geheimnisvolle(n) Wort(es)“ (31) bedürfen, weil der Mensch „nichts besitzt“ und sein „Wesen immer wieder suchend gewinnen muss“ (31).

Neugierig macht das zweite Kap., behandelt es doch subtile Identitätsfragen unter dem Aspekt der *Erpressbarkeit* des Menschen, für deren Relevanz der Vf. ein sozialpolitisch und tiefenpsychologisch tragisches Beispiel aus Milan Kunderas *Die Kunst des Romans* (2014) heranzieht: das Phänomen der Umkehr von Schuld und Strafe. Bekanntlich griff Stalin zu diesem perversen Trick in seinen inszenierten Schauprozessen, in denen er von unschuldigen Opfern auf kafkaeske Weise das Geständnis eines fiktiven Verbrechens erzwang, sodass die zum Tode Verurteilten glaubten, mit dieser Strafe zurecht verurteilt worden zu sein. D. fragt: „Was treibt uns dazu, den anderen zu beschuldigen oder an seiner Unschuld zu zweifeln?“ (38) „Und wie kommt es, dass das Schönste, was es gibt, das Band der Zuneigung, ein Vehikel für so viele Ambivalenzen ist und dann so trivial verunstaltet werden kann?“ (38f) Dem Vf. gelingt so ein luzider Einstieg in die biblische Urgeschichte, genauer in Gen 3, also in die Frage nach dem Woher und dem Was der Sünde. D.s Antwort lautet: „Sünde bedeutet also mehr als die Übertretung eines Gebots. Sie ist das Zeichen einer ‚Spannung‘ zu Gott, einer Erfahrung, die zwar trennt, aber gerade deswegen in Beziehung hält.“ (44) Der springende Punkt ist folgender: Paulus stellte klar, dass der Mensch sich selbst nicht rechtfertigen kann, sondern in Christus gerechtfertigt ist. Das heißt: „Nur wenn man erkennt, dass man zuvor von einem Gerechten gerecht gemacht wurde, verschwindet die Angst, sich als Sünder zu bezeichnen.“ (45) Wo das nicht geschieht, schlägt der Mechanismus der Schuld-Strafe-Umkehr gnadenlos zu: „Man erklärt den Menschen von Geburt an für schuldig, obwohl er (im Einzelnen) nichts getan hat, und fordert ihn auf, alles im Lichte einer Dialektik des Verdachts neu zu lesen. Auf diese Weise wird ihm, nachdem man die entsprechende ‚Nachfrage‘ geweckt hat, sofort das ‚Angebot‘ in die Hand gegeben: Vergebung, die Sakramente, die Gnade der Kirche. Wo dies so geschieht, wäre daran zu erinnern: Nur von der Gestalt Jesu Christi und dem Geheimnis seiner Herkunft her kann der Mensch das Rätsel seiner eigenen Schuld erfassen.“ (45)

Das dritte Kap. („Wenn Gott und Mensch ins Spiel kommen“, 47–70) referiert zunächst Bekanntes zum Thema *Spiel*, mündet aber dann in eine erhellende Deutung von Pascals „Wette“, welche die Relevanz einer Hermeneutik des „vielleicht“ unterstreicht, nämlich: „eine existentiell-hermeneutische Apologie vorzulegen, die auf der ‚Denk- und Wünschbarkeit‘ der christlichen Botschaft beruht“ (66). Was Immanuel Kant ein Jh. später mit seinem Vorrang der praktischen Vernunft durchbuchstabierte, hat Pascal in der Sicht des Vf.s bereits mit seinen drei „Sprüngen“ (der Ordnung der Geometrie, des Herzens und des Körpers), wie sie im Argument der Wette demonstriert werden, vorweggenommen.

Das vierte Kap. („Der liebenswerte Mensch“, 71–79), das den gewinnenden *Charme* eines Jesus von Nazareth einzuholen sucht, ist m. E. das theol. gewagteste: einerseits ist allemal lohnend, sich der zentralen Gestalt des christl. Glaubens in existenzieller Perspektive zu nähern, andererseits aber auch riskant, weil die Differenz zwischen ntl. Kerygma und der Opakheit der historisch-kritisch nur schwer erfassbaren Persönlichkeit Jesu nivelliert und stattdessen die persönlich geprägte Jesus-Gestalt des Vf.s selbst höchste hermeneutische Plausibilität beanspruchen muss. Doch wenn D. das Geheimnis des Stils Jesu mit dem Wort „sprezzatura“ (77) auf den Punkt zu bringen versucht und mit „souveräner

Unbefangenheit“ (78) übersetzt, trifft er zweifelsohne einen entscheidenden Aspekt einer existenziellen Christologie.

Die weiteren Kap. befassen sich noch mit dem Aspekt *Humor* („Der humorvolle Mensch und sein lächelnder Gott“, 81–103), *Musik* („Ein musikalisch gestimmter Gott“, 105–125) und *Körperlichkeit* („Nichts Wesentliches wird verloren gehen“, 127–134). Im kurzen Schlusskap. („Ausblick: Engelsam“, 135–143) geht der Vf. schließlich an die Grenze des empirischen Existenzraums. Die Hochkonjunktur der Engel heute liegt für ihn in der „*Ohnmacht der Sprache*“ (136): „Denn die Worte der Engel – genauso wie die Sprache der Musik, der Kunst, der Dichtung – entsprechen dem Sich-Geben eines Unaussprechlichen gerade dort, wo es sich entzieht.“ (136)

D. versteht sein Buch als „eine Entdeckungsreise in die Landschaft des christlichen Lebens, die erfreut“, die „einen stimmigen Zugang zu erschließen verspricht und die ‚Optionswürdigkeit‘ des Christentums für heute plausibel werden lässt“ (siehe Einbandrückseite). Aus der Sicht des Rez. ist diese Reise sehr gelungen und eine lohnenswerte Lektüre. Dass allerdings wichtige Themen fehlen, die sowohl für jede Existenz als auch für das Christentum weitere und unverzichtbare Landschaften sind, wird einem Mitreisendem nicht entgehen, etwa das Leiden, der Tod, die Ungerechtigkeit, die Verzweiflung, nicht zuletzt: Natur und Kosmos. Liegt der Relevanzverlust des Christentums nicht auch darin, dass diese Themen heutigen Menschen nur mehr schwer oder gar nicht mehr zu vermitteln sind? Ist an die Stelle der Faszination christl. Hoffnung nicht vielmehr die Faszination der Diesseitigkeit und der astronomischen bzw. atomphysikalischen „Unendlichkeit“ getreten, die uns durch Konsum und Technologie auf unheimliche Weise verzaubert? Wie würde eine phänomenologische Ausleuchtung dieser Landschaften aussehen? Gerne plädiere ich für eine Fortsetzung der existenziellen Spurensuche christl. In-der-Welt-Seins heute durch den Vf.

Über den Autor:

Franz Gruber, Dr., Professor für Dogmatik und Ökumenische Theologie an der Katholischen Privat-Universität Linz (f.gruber@ku-linz.at)